№ 483. Morgenblatt.
Mittwoch, 15. Oktober.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.
Chef-Redakteur: Karl Postrath in Berlin.
Redaktion und Haupt-Expedition: W. Lützowstraße 105.
Annahmestellen für Abonnements u. Inserate: W. Kronenstraße 46, O. Ob. Frankfurter Str. 87, SO. Kottbuser Str. 1, S. Kommandantenstr. 58, N. Chausseestr. 67, C. Neue Schönhauserstr. 5.
Druck und Verlag: „Gutenberg", Druckerei und Verlag, Act.-Ges. Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Gratis-Beilage: „Gutenberg's Illustrirtes Sonntagsblatt".

Berlin.
1902. — 50. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin:
Vierteljährlich zwei Mal täglich zugestellt 4,50 M
Monatlich nur Morgens „ 1,50 „
„ zwei Mal täglich „ 1,50 „
„ nur Morgens „ 1,35 „
Wöchentlich 35 Pfennig.
Beim Selbstabholen aus der Expedition: Quartal 3,25 M. Monat 1,10 M. Woche 30 Pf
Einzelne Nummer: 10 Pfennig.
Bei allen Deutschen Postanstalten: pro Quartal 4,50 M. monatlich 1,50 M.

Insertionsgebühr:
Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Ein Heldenstück der Reaktion.

„Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Mannes-kraft, und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt", mit diesen Worten endete der Mann, der heute vor 50 Jahren seine wandermüden Augen zum ewigen Schlummer schloß, im Jahre 1848 zu Frankfurt a. M. seine „Schwanenrede". Nun, was Turnvater Jahn mit den Besten des Volkes erträumt und erstrebt, wofür er gestritten und gelitten hat, es ist erreicht; als ein nach außen festgefügter Bau steht das Deutsche Reich da. Freilich — wenn der Alte heute lebte, er würde eingestehen: anders hatte er sich das Reich im Innern gedacht; nur zu Vieles erinnert an die Metternich'sche Zeit. Gewiß würde er mit der Waffe der wuchtigen Ironie den Aposteln der Reaktion zu Leibe gehen, die heute in deutschen Landen das große Wort führen und von jenen Tagen schwärmen, in denen es ihre Väter leicht hatten, unbequeme Gegner wie den Turnvater Jahn von der Bildfläche verschwinden zu lassen.

Keines anderen Vergehens sich bewußt, als in Wort und Schrift für das Deutschthum eingetreten zu sein und in der Berliner Jugend die Begeisterung für das Turnen erweckt zu haben, sah Jahn schon lange vorher ein, daß die gegen ihn gerichteten Denunziationen der Dunkelmänner auf Erfolg rechnen würden. Gerade im Hinblick auf solche Denunziationen schrieb Jahn, der mit Entrüstung die Zumuthung abgelehnt hatte, gegen Abfindung mit einem Staatsgut Berlin zu räumen und das Turnen aufzugeben, an den Staatskanzler: „Jetzt aber kommen Leute, die bei der Noth des Vaterlandes feig saßen, sich drückten und duckten, auch wohl gar ihr Scherflein beitrugen, und wollen mir nun nachtragen, was ich an den Feinden des Vaterlandes verschuldet."

Aber Jahn war nicht nur verdächtigt wegen seiner Turnerei; er hatte sich auch durch die Heftigkeit, mit der er politische Winterhähne verfolgte, Feinde geschaffen. Einige Aufzeichnungen eines Gymnasiasten, die Aeußerungen Jahn's über den berüchtigten Kampfe enthielten, gaben seinen Feinden den willkommenen Anlaß, die Verhaftung des Mannes, „der die Jugend gegen Eltern, Lehrer und Vaterland aufhetze", durchzusetzen.

In der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1819 wurde Jahn auf Befehl des Fürsten Hardenberg verhaftet; am 14. Juli wurde er nach Spandau, später nach Küstrin „abgeliefert". In Küstrin war es, wo er eine Zeit lang Ketten trug. „Glaube mir's," sagte er später einem jüngeren Freunde, „als mir die Ketten angelegt wurden, da schwor ich alles Wirken für die Menschheit ab." Während seiner Gefangenschaft in Küstrin wurde seine Familie von Krankheit heimgesucht; es starben zwei seiner Kinder kurz nach einander. Einige tröstende Briefe, die er an seine Frau schrieb, kamen durch den Abdruck in öffentlichen Blättern zu allgemeiner Kunde und entfachten den Abscheu aller rechtlich Denkenden gegen die preußische Reaktion. Jahn hatte bereits einige Monate in Spandau und Küstrin zugebracht. Als ebenso wenig die durch die Ministerial-Untersuchungskommission erfolgte Untersuchung seiner Papiere wie die sonstigen Recherchen auch nur eine Spur von Anhalt ergeben hatten, daß Jahn einer geheimen Verbindung angehöre, wurde der berüchtigte Denunziant Regierungsrath Janke vom Staatskanzler Hardenberg nach Berlin beschieden und nach verschiedenen Unterredungen um einen Anklage-Aufsatz ersucht. Dieser Aufsatz und die daran sich knüpfenden Vermuthungen erwiesen sich aber als so haltlos, daß Jahn's Vertheidiger, der Justizkommissar Schulz, in seiner aus Berlin vom 2. März 1820 datirten Vertheidigung sich für berechtigt hielt, eine Untersuchung gegen Janke als Denunzianten zu beantragen für den Fall, daß sie der künftige Richter nicht schon ex officio verfüge.

Allmählich trat eine etwas mildere Behandlung Jahns ein. Man fing an, sich zu überzeugen, daß man ihn für gefährlicher gehalten habe, als er war. Zu der Zeit, als man zur Verhaftung geschritten war, schien die Voraussetzung verbreitet gewesen zu sein, daß man, sobald nur dieser erste Schritt geschehen wäre, thatsächliche Begründungen des gegen Jahn gehegten Verdachtes in die Hände bekommen würde. Als ein Judicum wurden gleich anfangs zwei Dolche (!) angesehen, die sich in Jahn's Wohnung gefunden hätten und die er auf seinen Kurierreisen geführt zu haben erklärte.

Unterm 15. Februar 1820 reichte der Kammergerichtsrath E. T. A. Hoffmann ein Gutachten über die Jahn'sche Untersuchung ein. Es ist mit ruhiger, stiller, oft sinniger Ueberlegung geschrieben und zeigt den Dichter des Kater Murr als einen Mann, der der Zeitbewegung zwar im Grunde fernsteht, aber doch in der Noth der Zeit sich nicht ganz und gar gegen die Außenwelt hat abschließen können.

Hoffmann's Antrag war darauf gerichtet, Jahn sofort aus der Untersuchungshaft zu entlassen, da ihm in keinem Falle eine Strafe treffen könne, die seine Untersuchungshaft rechtlich begründe. Niemand glaubte mehr an eine lange Haft. Aber Jahn wurde gleichwohl nach der Festung Kolberg „abgeliefert"; erst am 4. Mai 1825 (!) erfolgte seine Freisprechung — nach sechs Jahren Haft!

In dem Buche preußischer Reaktionsgeschichte bildet das Verfahren gegen Jahn eines der vielen Kapitel, deren man sich nur mit dem Gefühle der Scham und Empörung zugleich erinnern kann.

Der Reichstag

hat gestern den dritten Abschnitt seiner zweiten Session und damit den letzten Abschnitt seiner Berathungen überhaupt eröffnet. Man merkte es an der temperamentvollen Debatte, die sich an die Petition deutscher Frauenvereine um Schaffung eines einheitlichen deutschen Reichsvereins- und Versammlungsrechtes knüpfte, daß die gestern im Hause anwesenden Abgeordneten frisch gestärkt aus den Ferien zurückgekehrt sind. Die Redner der Mitte und der Linken von den Nationalliberalen bis zu den Sozialdemokraten — die Abgeordneten Bassermann (nl.), Rickert (Frs. Vgg.), Dr. Müller-Meiningen (Frs. Vp.), Bebel (Soz.) traten geschlossen für die Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern in dieser Hinsicht ein, während das liebe Zentrum durch den Mund des Abgeordneten Trimborn erklärte, aus politischen Vereinen seien die Frauen fern zu halten. Eine ebenso packende wie wirkungsvolle Darstellung der Vereins- und Versammlungsmisere in den unterschiedlichen deutschen Vaterländern gab Bebel. Er veranlaßte dadurch die Vertreter Sachsens und der thüringischen Kleinstaaten zu einigen unglücklichen Antworten, die im Hause theils Unruhe, theils Heiterkeit hervorriefen.

Heute stehen neben der sozialdemokratischen Arbeitslosen-Interpellation Petitionen auf der Tagesordnung.

Das letzte Wort. Das Wolff'sche Telegraphenbureau giebt auf höhere Veranlassung folgende Erklärung ab: „Das „Berliner Tageblatt" verbreitet die Angabe, es sei nicht ausgeschlossen, daß das Auswärtige Amt ein Audienzgesuch des Buren, das ihm auf unmittelbarem Wege zuginge, dem Kaiser unterbreiten würde.

Von zuständiger Stelle wird uns dies als irreführend und grundlos bezeichnet. Die Frage eines Empfangs des Burengenerals durch den deutschen Kaiser ist, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schon früher festgestellt hat, im negativen Sinne entschieden und erledigt."

Kaiser und Abt. Zur Kölner Erzbischofsfrage erfährt, wie uns ein Privattelegramm aus Köln meldet, die ultramontane „Deutsche Reichstg." aus glaubwürdiger Quelle, daß der Abt von Maria-Laach, v. Stotzingen, sich demnächst nach Berlin zur Vorstellung beim Kaiser begeben wird. Diese Reise hängt mit der Besetzung des Kölner erzbischöflichen Stuhles zusammen. Der Kaiser protegirt den Abt aufs entschiedenste. Zur Wahl durch das Domkapitel wird es nicht kommen, vielmehr sucht die Regierung die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles auf diplomatischem Wege zu erreichen.

Das Pech der Bismarckianer. Aus Hannover wird uns geschrieben:

Das seitens der hiesigen Studentenschaft zur Errichtung einer Bismarcksäule gesammelte Geld (40 000 M.) war bei dem hiesigen jüngst in Konkurs gerathenen konservativ-antisemitischen Hypothekenverein angelegt. Der Hypothekenverein hatte sich vor seinem Zusammenbruch an die hiesige Vorschußvereinsbank gewandt mit der Bitte, jenes Konto ganz oder wenigstens zur Hälfte zu übernehmen. Die Vorschußbank lehnte das aber ab. Die Errichtung einer Bismarcksäule, deren Grundsteinlegung schon für den 18. Oktober in Aussicht genommen war, muß in Folge dessen auf lange Zeit verschoben werden.

Mit dem preußischen Ministerialerlaß vom 11. Juni d. J., wonach die mit der Einziehung von Beiträgen für die Invalidenversicherung betrauten **Krankenkassen** die Einziehung nicht mehr vierteljährlich, sondern monatlich vornehmen sollen, beschäftigte sich eine Versammlung in Düsseldorf, die durch Vertreter von 103 rheinischen Ortskrankenkassen mit 251 000 Mitgliedern besucht war. Sportloh-Krefeld wandte sich — so wird uns aus Düsseldorf geschrieben — gegen den Erlaß, der den meisten Kassen erhebliche Mehrarbeit und bedeutende Mehrkosten aufbürde und sprach sein Bedauern aus, daß man an maßgebender Stelle vorher nicht auch Rücksprache mit den Vorständen der betheiligten Kassen genommen habe. Der Erlaß bedeute einen Eingriff in das garantirte Recht der Selbstverwaltung der Kassen, von denen eine große Anzahl die dreimonatliche Einziehung der Beiträge statutarisch festgelegt habe. Becker-Gustkirchen vertrat zwar den Standpunkt, daß eine monatliche Einziehung am besten sei, daß dann aber auch den Krankenkassen eine Entschädigung für ihre Arbeit mit der Invalidenversicherung zu Theil werde. In einer einstimmig angenommenen Resolution der Ortskrankenkasse Zierlohn wurde der Ministerialerlaß als ein Eingriff in das garantirte Selbstverwaltungsrecht der Krankenkassen bezeichnet, der eine erhebliche Vertheuerung des gesammten Verwaltungsapparates bedeute und die jetzige Vergütung von 4 pCt. für eine monatliche Einziehung der Marken absolut ungenügend erscheinen lasse. Angesichts der verschiedenartigen Verhältnisse an den einzelnen Orten müsse es den Krankenkassen überlassen bleiben, die Zeiträume zur Einziehung der Beiträge statutarisch selbst festzulegen. Der Regierungspräsident wird gleichzeitig in der Resolution ersucht, die Wünsche der Kassen beim Minister zu vertreten und diesen um Zurücknahme des Erlasses zu ersuchen, ev. aber die Vergütung festzusetzen, auf Grund deren die den Kassen entstehenden Ver-

---

Nachdruck verboten.

Regenbogen.

Roman von E. Vely.

28)

Sie sitzen im Wohnzimmer von Schloß Hugenberg, uralte, schöne Möbel machen es behaglich und vornehm, die Bilder der letzten Generationen blicken von den Wänden. Ein schöner Gobelin belleidet die eine Fensterseite, ein mächtiges Trinkhorn steht auf dem Buffet. Der Freiherr nennt es das „Glück von Hugenberg". Es hat keine Gefahr, daß es leicht zerbrochen wird, es ist zu solide mit seinem silbernen Fuß und seinem Hornkelch. „Solider als die Hugenberg's selber" pflegt Bodo zu sagen. Aenne schneidet die letzten Bohnen, Charlotte stopft Strümpfe, Conny spielt mit dem Jagdhunde, der sich ruhig einen Puppenhut hat aufsetzen lassen. Ada liest vor. Ein Buch neuer Jagdgeschichten, das ein Nachbar verfaßt und gestiftet hat. „Zum Todtlachen!" sagt der Freiherr ab und zu, wenn sie eine Pause macht. Und er braucht etwas, sich zu zerstreuen. Das dumme Podagra ist wieder da. Er liegt auf seinem Stuhl, einen Faulenzer unter dem leidenden Bein. Wenn er fluchen möchte, besinnt er sich und ruft: „Famos! Nee, so 'ne Historie!" Das thut ihm auch gut.

Es ist ein heulender Wind, man hört ihn in die Kamine fahren, an dem Blechwerk rütteln, daß es kreischt, Windfahnen und Wasserspeier knirschen und klappern.

„Musik!" sagt Conny zu ihrem Spielgefährten.

„Horch!"

„Wie der lügt! Wie der Kerl lügt!" ruft der Freiherr. „Charlotte, der hätte Dich doch beinah' genommen. Un' schade, daß er's nich' gethan hat. Er ist der lustigste Mensch weit und breit und Doktor Neuß sagt, daß er hundert Jahre alt werden kann. Wenn ich wüßte, daß das verfluchte Podagra nich' zunähme, hätte ich auch nichts dagegen, so'n hundert Jährchen zu erleben. Warum nicht? Donnerwetter —!"

Das Stiftsfräulein zieht ein paar Socken übereinander. „Ich bin gewiß nicht gern in Werstel, aber fluchen hört man dort doch wenigstens nicht."

„Ja gut! Pardon! Aber Neuß sagt, es erleichtert das Herz, un' der kennt den Zustand auch — hahaha! Aus Erfahrung!"

Ada weiß nicht, was sie liest. Es ist alles nur mechanisch, nur Lippengeplapper. Was kümmern sie die Abenteuer des Barons Südland in Algier und Australien, was Elephantenjagd und Auerhahnbeize — ihre Gedanken sind ganz wo anders. Wenn sie einen Blick hinauswirft auf den gewundenen Weg in der Ebene, dann fühlt sie, daß diese Landstraße sie verknüpft — die ist sie gekommen, die wird sie ziehen. Ganz gleich wann. Sie ist geduldig. Gewartet hat sie schon lange!

„Und nun noch von einen Pirschgang auf Panther —" liest sie.

„Aha, haha! Mädel, der kann viel flunkern von da unten!" sagt der Freiherr.

Ist's eine Woche her, zwei, seitdem Aenne, die dort eifrig mit dem Messer hantirt, das Blatt schwenkte und ihr zurief? Wenn sie noch zwanzig, noch zweimdfünfzig Wochen warten soll, was thut's? Einmal zieht sie den Weg wieder hinab.

Wie die Tannen da unten gerüttelt werden, alle anderen Bäume sind kahl. Es ist die Barmherzigkeit der Natur, dem Winter ein wenig grün zu lassen. Sie haben aus Tannenzweigen den Riesenkranz gewunden, kaum war eine Kiste zu finden, aber das Wort Wiedersehen zu malen, hat sie sich gesträubt. Sie hat nach der Stadt geschrieben, in Golddruck auf frischem Band kam eine Widmung.

„Es sieht freilich anständiger aus," meinte der Freiherr.

„Eine kostspielige Laune," sagte Charlotte, „Ada vergißt immer, daß die Millionentochter nicht vorgehalten hat."

Sie liest von da unten, den fremden, heißen Ländern.

„So'n Nimrod, so'n Tausendassa!" ruft der Freiherr. Eine alte Uhr, ein fürstliches Geschenk, tickt laut. Nur zu! Nur immer zu, es giebt ein Ziel.

Ein herber, klopfender Schlag gegen die Thür, dann, ohne das Herein abzuwarten, tritt der Briefhinze ein, eine kleine, gekrümmte Gestalt mit einer rothen Nase.

„Nichts für ungut. Da war kein Mensch in der Küche und keiner bei Wege, Herr Baron. Un' da is die Zeitung und da sind Briefe und hier einer for die junge Frau Baronin und dafor muß ich 'ne Unterschrift kriegen."

Er schlurft auf Ada zu. „Aber's mit Tinte!"

Sie hält einen langen, schmalen Brief in der Hand — rekommandirt. Sie sieht auf den Poststempel. Von ihm.

Sie unterschreibt; giebt eine Münze. Hinze macht einen Kratzfuß. Dann hört sie den Baron etwas fragen, den Mann antworten, Charlotten's ärgerliche Stimme: „Ein andermal, Hinze, putzen Sie sich die Füße erst ab —"

Sie sehen sie alle an, wie sie mit dem Brief in der Hand dasteht. Charlotte geht nach dem riesigen Kamin und wirft krachende Holzscheite nach. Aenne hebt die Schüssel in ihrem Schooß und quickt erwartungsvoll herüber. Der Freiherr räuspert sich sehr vernehmlich und der Hund flüchtet sich in die entfernteste Ecke mit einem Klagelaut. Conny hat ihm weh gethan.

Und Ada's Blicke schweifen über die drei Menschen hin, wie fern sind sie ihr, als wären sie in fremde Welttheile versetzt.

Dann geht sie hinaus.

Im Gang ist es sehr kalt, vor ihrem Zimmer macht sie nicht einmal Halt, beim Lesen dieses Briefes muß sie vor jeder Störung sicher sein und Aenne wäre doch gewiß bald da.

Drüben unter dem Hirschgeweih hängt der Schlüssel zu dem Herzogszimmer. Man hat es seit dem Tode der Schloßherrin nicht betreten. Sie dreht ihn im Schlosse, das ist ein so lautes, knirschendes Geräusch in der Stille ringsum.

Kalte Luft, verhängte Fenster, die Möbel durcheinander, keins mehr am rechten Platz. Der Schreibtisch der Freifrau, ein Empirestück, lehnt auf drei Beinen an der Wand. Ueber der Chaiselongue liegt eine alte Pferdedecke. Es riecht muffig hier. Sonderbar, daß sie das jetzt alles empfindet — gerade jetzt.

Eine Maus raschelt, durch ihren Eintritt eingeschüchtert und nun schon wieder sicher. Das Herzogszimmer ist jetzt der am meisten gemiedene Raum im Schlosse.

Wie erblindet die Spiegel in dem fahlen Lichte scheinen! Sie rollt den Vorhang im Erker auf und setzt sich in den blauen Polsterstuhl. Dann sieht sie nach dem Bilde des Herzogs hinüber, der den letzten Glanz in dies Haus brachte. Er trägt einen nun altmodischen Frack und so viele Orden und Frau von Hugenberg wußte jeden zu nennen und that das sehr oft. Und sie wußte jedes Wort

---

Neu eintretende Abonnenten erhalten den bereits erschienenen Theil dieses Romans auf Wunsch unentgeltlich nachgeliefert.